

Michaela Maria Müller

Auf See

Die Geschichte von Ayan und Samir



Erste Auflage Frohmann Verlag Berlin 2016 frohmann.orbanism.com

© 2016 Frohmann Verlag Christiane Frohmann, Walhallastr. 7, 13156 Berlin Lektorat: Asal Dardan, Christiane Frohmann Gestaltung und Satz: Ursula Steinhoff

ISBN: 978-3-944195-82-7

Auf See

Personen

Abdi Aktivist England

Abdul Freund von Samir Pirat Somalia, Deutschland

Adam Aktivist England

Adam Zahras Freund England, Somalia

Ahmed Fischer und Samirs Freund Somalia

Ali Übersetzer Hamburg

Aliya Nachbarin von Samir Somalia

Ayan Bile Übersetzerin Somalia, Kenia, Libyen, Italien

Bashir Samirs Freund Somalia

Bashirs Schwestern Somalia

Bill Clinton US-Präsident Vereinigte Staaten

Busfahrer Italien

Cali Aliyas Sohn Somalia

Dhagakow Fischer Somalia

Dhagaweyne Pirat Somalia

Deutsche Botschafterin Somalia, Deutschland

Elman Ali Ahmed Aktivist Somalia

Fabrizio, Michele, Antonello, Pino Reederei-Mitarbeiter Italien

Farah Aidid Clanführer Somalia

Gudrun Ensslin Mitglied der RAF-Fraktion Deutschland

Guntaal Ayans Jugendfreund England, SomaliaHanns-Martin Schleyer Wirtschaftsfunktionär und Manager Deutschland

Hans-Jürgen Wischnewski Deutscher Politiker Deutschland, Somalia

Helmut Schmidt Deutscher Bundeskanzler Deutschland

Il Siciliano Pirat Italien, Somalia

Irmgard Möller Mitglied der RAF-Fraktion Deutschland

Isra Ayans Freundin Somalia

Jan-Carl Raspe Mitglied der RAF-Fraktion Deutschland

Jürgen Todenhöfer Deutscher Politiker Deutschland

Khaalid Samirs Onkel Somalia

Libaan Pirat Somalia, Deutschland

Mahad Ayans Vater Somalia

Marie Schlei Deutsche Politikerin Deutschland

Mohammed Abdullah Hassan Aktivist Somalia

Mubarak Daud Samirs Freund Somalia

Nabil Restaurantbesitzer Somalia

Nasra Geflüchtete aus Dadaab Kenia

Nurudin Samirs Freund Somalia

Osman Ayans Freund Kenia, Libyen, Italien

Rainer Pohlen Strafverteidiger Deutschland

Rugiya Ayans Mutter Somalia

Sagal Bile Kind von Ayan und Samir Kenia, Libyen, Italien

Samir Bile Fischer Somalia, Deutschland

Senegalesischer Verkäufer Italien
Siad Barre Somalischer Präsident Somalia
Somalischer Botschafter Deutschland
Tante Fadumo Ayans Tante Vereinigte Staaten
Timocadde Dichter und Aktivist Somalia
Yasin Fischhändler Somalia
Youssef Pirat Somalia, Deutschland
Zahra Ayans Freundin Somalia

1.

15,20 Euro kostet der Busfahrschein von Catania auf die andere Seite der Insel nach Porto Empedocle, wo die Fähre nach Lampedusa ablegt. Es ist der zweite Weihnachtsfeiertag 2013 und wenig Verkehr. Gegen achtzehn Uhr setzt der Regen ein. Die Rücklichter der vorausfahrenden Autos verschwimmen. Draußen sind es elf Grad, teilt mir die Digitalanzeige im Businneren mit. Ich, Bürgerin Europas, die reisen kann, wohin sie will, reise. Komfortabel und bequem. Mit dem Flugzeug, mit dem Bus, mit der Fähre. *It's Schengen, baby.* Nur ein kurzer Blick auf die Plastikkarte in meiner Hand ist nötig und die Türen öffnen sich.

Je näher wir dem Meer kommen, umso mehr Sturmböen peitschen in der Dunkelheit den Regen gegen die Fenster. Ich bin die Letzte, die in Porto Empedocle den Bus verlässt. Als der Fahrer bemerkt, dass ich ohne Schutz gegen das Wetter bin, schenkt er mir beim Aussteigen einen schwarzen Schirm. Der Wind, der den Regen trägt, durchweicht trotzdem in kurzer Zeit die Kleider. Der Parkplatz an den Hafenanlagen und ich sind in orangefarbenes Laternenlicht getaucht. Der Kai ist dunkel, nur die Fähre leuchtet. Ich gehe so dicht wie möglich neben dem Schiff, um den nassen Böen auszuweichen. Hunde laufen am Ende des Piers hin und her, als ob sie etwas suchten. Ein Steg führt auf das Schiff, daneben parkt ein einzelnes Auto, es ist ein Volkswagen, ein Golf. Ich bemerke im Laderaum des Schiffs einen Mann. Er kommt vor zur Luke.

»Was wollen Sie?«, fragt er mich auf Italienisch.

»Auf die Fähre«, antworte ich.

 ${\it ``Tempo brutto, tempo brutto.} ``$

Er schüttelt den Kopf. Ich verstehe nicht.

 ${\it "Tempo brutto, tempo brutto."}$

Er wiederholt es mehrfach und deutet in den Regen hinein. Ich zeige ihm mein Ticket. Er schüttelt wieder den Kopf.

Die Fähre wird heute nicht ablegen, begreife ich. Das Wetter ist zu schlecht. Und der Mann begreift nun, dass mich niemand darüber informiert hat. Es regnet und stürmt noch immer. Ich stehe vor der Fähre, aber er macht keine Anstalten, mich hinein zu bitten. Drinnen riecht es nach Öl, Benzin und Abgasen. Es ist die Parkebene für die Autos. Ich bitte darum, an Bord gehen zu dürfen. Wieder ein Kopfschütteln.

»Sicurezza«, erwidert er.

Er ruft nach jemandem: »Fabrizio!«

Ein Mann taucht an der Luke auf. Sie diskutieren. Der Mann winkt mich zu seinem Auto und stellt sich vor: »Michele.«

Er deutet auf die Anhöhe, wo die Lichter der Stadt zu sehen sind. Ich nehme auf dem Beifahrersitz Platz. Der Wagen setzt sich in Bewegung. Wir passieren die Schranke zur Hafenanlage und fahren in den Ort. Zweimal hält Michele unterwegs und verlässt das Auto, zweimal kommt er zurück, schüttelt mit dem Kopf und sagt:

»Albergo chiuso.«

Wir fahren wieder zurück zum Hafen. Er parkt neben der Fähre und stellt den Motor ab, nicht aber die Heizung. Es wird wärmer. Michele bedeutet mir, ich solle die Nacht in seinem Auto verbringen. Ich nicke. Habe ich eine Wahl?

Ich habe keine Angst, als Michele geht. Alle zwei Stunden kehrt er zurück, setzt sich schweigend neben mich und stellt für zehn Minuten die Heizung an. Manchmal bringt er in einem Pappbecher Espresso mit. Um vier Uhr morgens ist jede Wärme aus dem Wagen gewichen. Michele fragt mich, ob ich mit auf die Fähre kommen wolle. Ich sage ja.

Zwei Männer sitzen auf einer umgedrehten Öltonne vor einem aufgeklappten Laptop, schauen einen Film. Sie blicken auf, wollen sich mit mir unterhalten. Irgendwie. Fabrizio, Antonello und Pino. Sie berichten, es gebe kaum mehr Arbeit hier. Michele sagt, den Job auf dem Schiff habe ihm ein Freund vermittelt. Noch drei Wochen, dann sei er wieder arbeitslos. Wir zeigen reihum unsere Smartphone-Fotogalerien. Man sieht auf den Bildern Kinder, Frauen, eine Ex-Frau. Eine paramilitärische Kampfsportgruppe bei einer Übung im Wald. Bewaffnete Männer. Ich frage nicht nach. Was ich hier mache? Ich will nach Lampedusa, wegen der Flüchtlinge. Die Boote kommen im Winter kaum, sagen sie. »Tempo brutto.«

In Porto Empedocle graut der Morgen. Es hat aufgehört zu stürmen und zu regnen. Ich nehme den ersten Bus zurück nach Catania. Dort muss ich noch ein Mal meine Plastikkarte zeigen, Identitätsbeweis. Mit einem anderen Stück Plastik bezahle ich siebzig Euro für den Flug. Eine Propellermaschine bringt mich nach Lampedusa.

Dort angekommen, führt mich der erste Weg zum Hafen. Neben an Stegen schaukelnden Segelbooten liegt ein Schiffsfriedhof, darauf unzählige Boote und Kutter. Alle waren sie irgendwann an der Küste Nordafrikas in See gestochen. Ich klettere über die niedrige Betonmauer, die den Schiffsfriedhof umgibt.

Manchmal haben die Passagiere alles zurückgelassen. Mein Blick fällt auf eine schwarze Kunstledertasche mit goldfarbener Schnalle. Das Futter aus gelber Viskose ist nach außen gestülpt. Salziges Meerwasser hat den verbliebenen Inhalt stark zersetzt. Ich finde Banknoten und eine kleine Karte aus Pappe. Die Scheine zerfallen, als ich sie in meine Hände nehme. Ich kann Schrift-

zeichen darauf erkennen. Sind es Libysche Dinar? Francs aus dem Tschad? Somalische Schilling? Eines ist sicher: Geld lässt man nicht lebend zurück.

Auf der Karte sind vage erkennbar Zahlen und Buchstaben angeordnet. In das einst feste Papier wurden außerdem Löcher eingestanzt. Zwei Hände sind zu sehen, sie bilden ein schützendes Dach über einem Menschen: Es ist das Symbol des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen. Das hier sind die Reste einer Lebensmittelkarte. Ein Name ist handschriftlich auf ihr vermerkt. Das Meerwasser ließ nur den Vornamen stehen: Ayan.

Ayan hat auch noch andere Dinge hinterlassen: ein graues gepolstertes Tragetuch, auf das weiße Schäfchen gedruckt sind. Einen schwarzen Kinderschuh in Größe dreiundzwanzig. Eine leere Tetrapackung des französischen Herstellers *Délice Lait*, Milch, abgepackt in Tunesien. Und ein bunt gestreiftes Baumwolltuch. An diesem Tuch haften Lackfetzen in Hellblau, der typischen Farbe jener Fischerboote, die von den Harak, den Bootsführern, über das Mittelmeer gejagt werden. Die Schattierungen des Stoffs wechseln sich ab und wiederholen sich scheinbar zufällig: Türkis, Purpur, Rosa, Azurblau, Zitronengelb. An den beiden Seiten des Tuchs wurden je drei nebeneinander liegende Fadenläufe zu einem Zopf geflochten und an den Enden verknotet. Der Stoff wiegt schwer, hat sich mit Wasser vollgesogen. Regen-, nicht Meerwasser, vermute ich. Das Tuch strahlt eigenartig. Vielleicht nur für mich. Ich nehme es mit.

Eine Holzleiter führt in den Schiffsbauch. Ich steige hinab. Der dunkle Hohlraum ist mit dünnen gelben Schaumstoffmatratzen ausgelegt. Es ist dumpf und stickig. Dies ist eine tödliche Falle, um das zu erkennen, muss man nicht erst seinem Instinkt folgen. »Ganze Menschenstapel« lägen im Wrack, meldeten kürzlich Taucher eines untergegangenen Bootes als Zwischenstand einer Bergung.

Ich klettere wieder zurück an Deck. Das Schiffswrack wurde auf die Seite gebettet. Um zum höchsten Punkt zu gelangen, muss ich steil nach oben steigen. Die zurückgelassenen Habseligkeiten der Passagiere deuten darauf hin, dass viele Frauen und Kinder an Bord waren: einzelne Flip-Flops, Blue Jeans aus China, nasse Kinderkleidung, alles an den Rand der Reling gespült.

Oben, an der höchstgelegenen Stelle angelangt, nehme ich das Tuch wieder hervor. Ich breite es aus und halte es gegen den Himmel. Muschelkalk hat sich darin festgesetzt. Er regnet auf mich herab. Die Sonnenstrahlen bahnen sich ihren Weg durch den Stoff.

Lampedusa ist klein. Auf zwanzig Quadratkilometern leben viertausendfünfhundert Menschen. Die Insel kann sich den Flüchtlingen nicht entziehen.

Am nächsten Tag gehe ich zum Flughafen. Auf dem Weg dorthin überholen mich immer wieder Polizeifahrzeuge, die mit hoher Geschwindigkeit in die Richtung des Aufnahmelagers unterwegs sind. Das Camp ist von Stacheldraht umgeben und wird von Kameras überwacht. Es befindet sich ein kleines Stück hinter dem Flughafen. Manche der Polizeitransporter sind leer, in anderen sitzen Menschen, die die Reise über das Meer überstanden haben. Sie schauen aus dem Fenster oder halten den Blick gesenkt. Fotografieren sei nicht erlaubt, ich solle mich nicht vor der Anlage aufhalten und den Platz räumen, erklärt mir ein Soldat, als ich vor dem Zaun stehe.

Ich nehme in der Wartehalle des Flughafens Platz und beobachte das Geschehen. Der Leiter des Flughafens befindet sich im Gespräch mit Soldaten, die mit gepackten Reisetaschen auf ihren Rückflug vom Dienst warten.

Mein Italienisch reicht nicht aus, um die Frage, ob es noch Abschiebeflüge nach Tripolis gibt, stellen zu können. Nein, vermutlich würde es genügen. Aber es reicht nicht aus, um aus der Antwort eine Lüge herauszuhören. Auf Lampedusa sind, dies ist gesichert, Asylsuchende ohne Verfahren abgeschoben worden. Ein solches Vorgehen widerspricht dem Genfer Abkommen und der Europäischen Menschenrechtskonvention, doch die italienische und die libysche Regierung haben vor einigen Jahren eine eigene Absprache getroffen. Es geht um Erdgaslieferungen zwischen den beiden Ländern.

Nur eine Komplikation hat es dabei gegeben. Die libysche Regierung wünscht keine Landung italienischer Militärflugzeuge auf ihrem Boden. Für die Abschiebeflüge sind deshalb Linienmaschinen einer kroatischen Fluggesellschaft gechartert worden. Diese Luftbrücke von Lampedusa nach Tripolis hat die italienische Regierung *My dream* genannt.

Wie viele Menschen es gewesen sind, weiß man nicht. Viele hat die Wüste verschluckt. In Tripolis hat man die Menschen in Container verladen und ohne Wasser und Nahrung auf Lastern nach Al-Gatrun, eine Oase in der Sahara, deportiert.

Al-Gatrun ist einer der schrecklichsten Orte der Welt, aber die Zahlen erzählen nichts davon: Die Oase liegt eintausend Kilometer südlich von Tripolis; viertausend Einwohner sollen sich hier mit ständigem Wohnsitz aufhalten. In der kleinen Wüstenstadt gibt es eine Tankstelle und ein Konsulat der Republik Niger. Wie auf Lampedusa leben auch hier die Einwohner von und mit den Flüchtlingen.

In Al-Gatrun beginnt die einzige asphaltierte Straße zur Mittelmeerküste. Die Abgeschobenen treffen auf die Ankommenden. Man sperrt die Einen wie die Anderen ins Militärlager, presst ihnen Geld ab – dies geschieht überall, wo Geflüchtete Hilfe brauchen – oder überlässt sie sich selbst. Die Straße endet zwanzig Kilometer südlich in der Wüste. Wege gibt es dahinter nicht mehr, nur Wissen über die beste Route.

Viele machen sich aus Verzweiflung trotzdem auf den Weg. Die Toten liegen überall in der Weite der Wüste, die Menschen sind im Angesicht der sengenden Sonne wie zusammengerollte Embryonen verdurstet.

Ein Mann mit nacktem Oberkörper hat im letzten Moment die Hände zu Fäusten geballt, der Mund des Leichnams ist weit geöffnet. Als ob er den Tod mit einem Schrei empfangen habe. Die Saharasonne verdoppelt die verkrampften Fäuste und wirft deren Schatten in den Sand. Ein anderer Toter kauert auf einer kleinen Anhöhe, der Wind zerrt ihn am blauen Sweatshirt. Der Mann hockt mit rundem Rücken da, man sieht nicht sofort, dass das Leben den Körper verlassen hat. Sein Gesicht liegt im Sand, von den Händen verborgen. Als ob er es vor der Sonne schützen und sein Leiden verbergen wollte. Bei einem weiteren Toten hat der Wind das Hemd nach oben geschoben. Der Sand ergreift vom Körper Besitz, seine Körner sind vom Wind bereits zwischen die sanften Erhöhungen der Rippenknochen geblasen worden. Als der Tod eintrat, hatte der Mann die Augen geöffnet. Die Sonne brannte ihm die Augäpfel heraus. Es sind nur zwei schwarze Höhlen übriggeblieben.

Auf Lampedusa wird der Flug nach Catania aufgerufen. Der Flughafenchef beendet das Gespräch mit den Soldaten und schließt die Bürotür hinter sich. Ein Tross aus bepackten Soldaten setzt sich in Gang. Fünfzig Minuten wird ihr Flug nach Sizilien dauern.

Am Abend sitze ich auf einer Bank in der Via Roma. Die Sonne geht als goldroter Ball hinter dem Hafen unter. Von hier aus schaue ich auf ein Hotel. Die Sizilianer verwenden als Weihnachtsdekoration blinkende bunte Lichtschläuche. Auch im Fenster rechts neben der Hoteltür liegt einer; er leuchtet aber nur stumm vor sich hin, kein aufdringlicher Blinkrhythmus erbettelt Aufmerksamkeit von den Vorübergehenden. Ein Mann schlendert mit zwei Frauen im Arm die Straße entlang. Sie lachen und scherzen miteinander. Es ist ein italienischer Soldat mit zwei